

Einzelbekehrung und Annäherungsmethoden in der Praxis¹.

Von P. Hermann Skolaster P. S. M.-Röfel.

Die Frage, die hier zu beantworten ist, heißt: Was tut der Missionar, oder besser, was soll er tun bzw. nicht tun, um den Heiden heranzuziehen, dem Christentum geneigt zu machen, ihn zu fesseln, zum Übertritt zu bewegen, m. a. W. um die Bekehrung des Einzelmenschen einzuleiten und zu fördern? Es ist das eine Frage von weitgehendster Bedeutung, denn ihre Beantwortung, von der das Heil vieler Seelen abhängt, regelt einen Zweig missionarischer Betätigung, die eine Unsumme von Kleinarbeit in sich schließt. Es handelt sich um ein Problem, dessen Lösung tiefes psychologisch-ethisches Verständnis, pädagogischen Takt und ein Großmaß pastoraler Klugheit voraussetzt, wenn sie richtig sein soll. Die entscheidende Antwort kann deshalb nur der Missionar selber geben und zwar erst dann, wenn er sein Missionsobjekt in dessen physischer, politischer, kultureller und geistiger Beschaffenheit erkannt hat. Sein Vorgehen wird ein anderes sein müssen, wenn er ein Naturvolk, ein anderes, wenn er ein Kulturvolk vor sich hat, ein anderes, je nachdem es sich um Kinder oder um Erwachsene, um religiöse oder religiös indifferente, um geistig minderwertige oder höher entwickelte Individuen handelt. Der Fernstehende ist aus diesem Grunde nur in der Lage, durch allgemein gültige, grundlegende Gesichtspunkte als Wegweiser zu dienen.

Im allgemeinen werden dem Missionar in seinem Bemühen, den einzelnen heranzuziehen, folgende drei Hilfsmittel zu Gebote stehen: Der persönliche Verkehr, die Art des Schulbetriebs und der Gottesdienst.

1. Der persönliche Verkehr. „Da der Berg nicht zum Propheten kam, ging der Prophet zum Berge.“ Wenn ein inniger Konnex zwischen Hirt und Herde noch bei geordneten Verhältnissen in alten Christengemeinden als Grundbedingung und Voraussetzung einer wirklichen Pastoration anzusehen, wenn Hausseelsorge in der Großstadt und in der Diaspora für die Erhaltung der Gemeindeglieder als schreiendes Bedürfnis empfunden wird, um wieviel mehr wird es dann Aufgabe des Priesters sein, dem Volk entgegenzugehen, das von einer Verpflichtung zum Anschluß an die Heilsanstalt der Kirche keine Ahnung hat, das vielleicht von vielen Vorurteilen gegen ihn und sein Amt eingenommen ist und bei einer Annäherung an ihn lästige Schwierigkeiten zu überwinden hat. Der Sakristeikeriker mag ein frommer, nach Vollkommenheit strebender Priester sein; aber seine Pastoration bewegt sich zum mindesten in engen Grenzen und — Missionar kann er nicht sein. Missionarische Tätigkeit ist nicht defensiv. Der Missionar steht an den Grenzen des Christusreiches und hat die Aufgabe, sie immer weiter vorzuschieben, offensiv vorzugehen.

So sehr nun auch — um ins einzelne einzugehen — eine gründliche Kenntnis der Volkssprache notwendig ist, um den Verkehr mit der umwohnenden Heidenwelt fruchtbringend zu gestalten, so wird der Missionar den Beginn seiner Anschluß suchenden Tätigkeit doch nicht bis zu dem Zeitpunkt verschieben, wo er die Sprache beherrscht. Ein freundliches Gesicht, die Kenntnis der Landessitte von Gruß und Gegengruß und der gebräuchlichen Grußformeln, deren Erlernen wenig Zeit in Anspruch nimmt, dann sind die nötigsten Voraussetzungen dafür gegeben. Besonders bei einem kulturell tiefstehenden Volk wird eine freundliche Herablassung niemals ihre Wirkung verfehlen. Bei den asiatischen Kulturvölkern wird eine peinliche Rücksichtnahme auf die Landessitte nicht zu umgehen sein, damit der Missionar der Würde seines Standes nichts vergibt und nicht den Anschein der Aufdringlichkeit und der Unkultur erweckt. Die Anpassung in der Kleidung, Barttracht usw. hat bei diesen Völkern nicht wenig beigetragen, den Abstand zwischen Missionar und Volk zu überbrücken.

Abgesehen von den offiziellen Besuchen bei Standespersonen, die immer nützlich,

¹ Vgl. Schmidlin, Missionslehre 357 f., die daselbst zitierten Spezialstatuten der Synode von Bombay (1893) und 428 ff.

manchmal notwendig sind, werden es vielfach die Kinder sein, durch die ein Verkehr mit der Heidenwelt angeknüpft wird; die Kinder, die dem Missionar zuerst neugierig, dann freundlich, zuletzt mit Vertrauen entgegenkommen. Ein großer Kinderfreund erobert sich die Sympathie der Väter und Mütter leicht. Eine passende Gelegenheit, auch mit diesen in Verkehr zu treten, wird sich bald finden lassen, oft suchen sie sie selber auf.

Daß auch die christliche Karitas, die schon zu Zeiten der Apostel die Heiden zur Bewunderung der christlichen Lehre brachte, die Annäherung an die Heidenwelt einleiten kann, versteht sich von selbst. Die leidende Menschheit sucht Trost, Linderung und Hilfe, wo sie geboten werden. Die Güte, mit der man den Kranken, Notleidenden und Bedrängten entgegenkommt, wird oft ein kräftiger Anknüpfungspunkt sein für einen weiteren, segensreichen Verkehr des Heiden mit der Mission. Auch die Presse verdient hier einer kurzen Erwähnung. Zeitungen, Flugchriften und kurzgefaßte Broschüren können sehr wohl – allerdings gilt das nur von einem Kulturvolk – die Heidenwelt auf die Mission aufmerksam machen und ihre Annäherung an dieselbe bewirken.

Ist der Verkehr mit der Heidenwelt angebahnt, so tritt das missionarische Gespräch als zweiter Faktor auf den Plan, um dem einzelnen die christliche Religion näher zu bringen, ihn dafür zu interessieren. Auch wenn keine Aussicht vorhanden ist, daß er sich selber bekehrt, so kann man ihn doch auf die kulturellen Güter hinweisen, welche die Mission vermittelt, um ihn so vielleicht dafür zu gewinnen, daß er seinen Kindern den Besuch der Schule und des Religionsunterrichtes erlaubt. Eine Polemik gegen Ansichten und Lehren eines heidnischen Religionsystems wird gerade am Anfang nicht zu empfehlen sein. Geht der Heide selber offensiv vor, indem er seine Ansicht gegen das Christentum ins Treffen führt, so kann man kurz darauf hinweisen, daß die katholische Religion alles Gute und Wahre, das in andern Religionen enthalten ist, ebenfalls besitzt, daß sie aber noch weiter geht, indem sie Aufschlüsse gibt, die jene nicht geben können; man kann hinweisen auf die große Harmonie der katholischen Glaubenslehren untereinander, auf ihre Vernünftigkeit usw. Vor allem muß der Missionar es vermeiden, sich geringschätzend, spöttisch und verächtlich über die Ansicht seines Gegners zu äußern. Ein solches Verfahren würde gerade das Gegenteil von dem bewirken, was man bewirken will, nämlich Abneigung und Haß, Verbissenheit und Verstoßtheit.

Auch in den Naturreligionen sind Anknüpfungspunkte genug vorhanden, um bei Gesprächen von den täglichen Sorgen auf die ewigen Dinge überzuleiten. Der Glaube an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode ist allen gemeinsam. Von diesem Glauben aus lassen sich viele Brücken schlagen, die schließlich beim Christentum enden müssen.

Sollen missionarische Gespräche Aussicht auf Erfolg haben, dann muß der Missionar nicht bloß die Sprache beherrschen und die religiösen Anschauungen des Volkes, das System seiner Glaubens- und Sittenlehren gründlich kennen, er muß auch seinen Eifer zu zügeln wissen; er darf nicht gleich alles auf einmal erreichen wollen; er muß Geduld haben und dem Gegner Zeit lassen, das Gehörte vollständig in sich aufzunehmen. Rom ist nicht an einem Tage erbaut und von einem Streiche fällt noch keine Eiche. Das letzte Sprichwort erinnert an die Tat des hl. Bonifatius bei Tritilar. Das Fällen der Donnareiche darf keinem Missionar Veranlassung werden, blindwütig gegen Fetisch, Amulett und Zauberei vorzugehen. Das würde nicht anziehen, sondern abstoßen. Bonifatius wußte, was er tat. Durch seine Predigt war sicher ein Großteil des Volkes, wenn nicht im stillen Gläubige, so doch zum mindesten Zweifler geworden, die die Lösung ihrer Zweifel durch das Herausbeschwören eines Gottesurteils gar nicht ungern sehen mochten. Unter ähnlichen Voraussetzungen kann auch der Missionar von heute ähnliches tun.

2. Die Art des Schulbetriebes. Der Ausdruck ist mit Absicht gewählt; denn von der Schule überhaupt soll hier nicht die Rede sein. Daß eine von Missionaren

geleitete Schule als Bildungsstätte ohne Religionsunterricht bei einem Volk, das zwar Bildungsbedürfnis aber kein Verlangen nach dem Christentum hat, immerhin ein ganz bedeutendes, manchmal vielleicht das einzige Mittel ist, um den Heiden Achtung vor der christlichen Religion beizubringen, liegt auf der Hand und bedarf keiner Erörterung. Diese Schule gehört zu den indirekten Missionsmitteln und ist als solches zu bewerten. Die weitaus meisten Missionschulen in den Heidenländern legen aber ihren Schwerpunkt auf die Religionslehre, wollen vor allem Christen heranbilden. Gerade diese Schulen aber stehen oft einem Volke gegenüber, das ebensowenig nach Bildung wie nach Christentum verlangt. Es wird demnach hier alles darauf ankommen, den Schulbetrieb so zu gestalten, daß er auf die wilden Naturkinder anziehend wirkt; m. a. W. man wird im Schulplan dem Verlangen und Bedürfnis der Eingeborenen Rechnung tragen müssen. Ein solches Akkommodationsverfahren wird besonders dort nützlich, ja vielleicht notwendig sein, wo eine andersgläubige Konkurrenz den Schulbetrieb lahmzulegen droht. Ein Beispiel, factum non fictum. In einem Missionsbezirk wird in den katholischen Missionschulen der Unterricht ganz in der Stammessprache gehalten, während er in den protestantischen Schulen in der Sprache eines andern Stammes erteilt wird, die von jener sich unterscheidet, wie das Englische vom Deutschen. Der Erfolg? Größere Frequenz der katholischen Schulen. Die protestantischen Missionare sehen das, dürfen aber keine Änderung herbeiführen, weil die Missionsleitung in der Heimat wegen der Unrentabilität eigener Schulbücher ihr Veto einlegt.

Zeigen die Eingeborenen das Verlangen, die Umgangssprache der im Lande ansässigen Europäer kennen zu lernen, so liegt kein Grund vor, diese als Unterrichtsfach und als Anziehungsmittel zurückzuweisen. Naturvölker singen gern. Auch darauf kann der Missionar Rücksicht nehmen, indem er, außer den eigentlichen Gesangsstunden, dem Gebet vor und nach dem Unterricht einen Gesang anschließen läßt. Ähnliche Mittel (angemessene Erholung, Ausflüge, verbunden mit Sang und Spiel) werden sich in den meisten Missionsländern noch finden lassen, um den Naturkindern die Schule anziehend und schmackhaft zu machen.

Eine Schule, in welcher der Stock den Mangel an pädagogischer Befähigung verdecken muß, ist keine Anstalt, die Anziehungskraft auf eine zuchtlos heranwachsende Jugend ausübt. Der Missionar wird darauf sehen müssen, daß die einzelnen Lehrgehilfen aus der Schule keine Strafanstalt machen. Die Notwendigkeit dieses Hinweises wird durch die Erfahrung bestätigt. Bei den Lehrerkonferenzen wird es nicht schwer sein, ihnen klar zu machen, daß auch der Verweis eine Strafe ist, daß die Unkenntnis des Schülers nicht immer ein Zeichen seiner Trägheit, sondern sehr häufig ein Fehler des Lehrers ist, also keine Strafe sondern Wiederholung des Lehrstoffes verlangt, daß nur moralische Fehler bestraft werden müssen u. dgl.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, wie wichtig gerade die Art und Weise des Schulbetriebs für die Heranziehung des einzelnen zum Christentum ist. Der Missionar wird schon deshalb besonderen Wert darauf legen, weil der freiwillige, konstante Schulbesuch ein vorzügliches Mittel zur Charakterbildung und die Gewähr für ein späteres dauerhaftes Christentum ist.

3. Der Gottesdienst. Die Schönheit des katholischen Kultus, dem selbst Goethe den Zoll der Bewunderung entrichten mußte, ist ohne Zweifel ein mächtiges Mittel, um das Gemüt in seiner ganzen Tiefe zu bewegen. Und so soll es sein. Die Religion will den ganzen Menschen erfassen, seinen Verstand durch den Glauben, seinen Willen durch die Gebote, sein Herz und Gemüt durch ihre Schönheit. Beim Heiden gewinnt die Schönheit des Kultus, seiner Gesänge und Zeremonien noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie gerade der erste Anstoß für ihn werden kann, dem Christentum überhaupt näher zu treten. Psychologisch ist das Rätsel leicht gelöst. Vom Geheimnisvollen und Symbolischen geht immer ein Zauber aus, dem man sich nicht entziehen kann. Das Greifbare, sinnlich Wahrnehmbare ist leichter faßlich als die Dogmen der Glaubenslehre, das Schöne naturgemäß lieber und angenehmer als das Schwere der Gebote. Zumal der Anhänger einer Naturreligion bedarf bei seiner Hinkehr zum

Christentum solcher Dinge, die das Gemüt erfassen. Es muß ihm ein Ersatz geboten werden für das, was er verläßt. Seine Religion aber beruht mehr im Gemüt (Furcht vor dem Einfluß höherer, geistiger Mächte) als im Verstande.

Es ist deshalb begreiflich, daß die Missionare aller Weltteile einen besonderen Wert darauf legen, den Gottesdienst so feierlich wie möglich zu gestalten. Bei besonderen Anlässen, bei Tauffeiern, bei der Visitation des Bischofs und der Spendung der Firmung, an hohen Festen, wird man die Pracht der gottesdienstlichen Zeremonien durch entsprechenden Schmuck des Gotteshauses noch erhöhen. Der Missionar kann überzeugt sein, daß er viel erreicht hat, wenn Heiden angezogen von der Schönheit des Kultus die Kirche besuchen. Selbst wenn dadurch eine direkte Bekehrung nicht eingeleitet wird, weil Vielweiberei oder andere schwere Hindernisse dem Übertritt entgegenstehen, so wird doch oft das bewirkt, daß die Abneigung gegen das Christentum schwindet, daß die Kinder zur Schule geschickt werden, daß das Verlangen entsteht, wenigstens als Christ zu sterben und vor dem Tode getauft zu werden.

Sehr mit Unrecht wird manchmal von protestantischer Seite der Vorwurf erhoben, daß die katholischen Missionare durch die Veräußerlichung der Religion die Heiden anlocken. Der Vorwurf ist leicht begreiflich, da sie selber über ein gleichartiges Missionsmittel nicht verfügen. Er ist aber ebenso leicht zu widerlegen. Der Protestantismus ist in bezug auf die Zeremonien beim Gottesdienste wie in vielen andern Dingen inkonsequent. Was Gesang und Musik für das Ohr, das ist die Schönheit der Zeremonien und der Schmuck der Kirchen und Altäre für das Auge. Das eine wie das andere ist berechnet für die Erhebung des Gemütes zu Gott. Wer Schmuck und Zeremonien verwirft, müßte dann ebenso Gesang und Musik verwerfen. Es ist deshalb unverständlich, wie der Protestantismus, der Gesang und Musik als integralen Bestandteil seines Kultus ansieht, an den Zeremonien des katholischen Gottesdienstes etwas auszusetzen haben kann.

Auch die negative Seite unserer Frage („was sollen die Missionare nicht tun, um Anhang zu gewinnen?“), die im Vorstehenden nur gestreift wurde, verdient eine kurze Beleuchtung. Zwei Bedenken mögen hier gestattet sein. Das eine bezieht sich auf die materielle Unterstützung, das andere auf die langdauernden Katechumenate mit freier Verpflegung.

1. Was das erste angeht, so ist der Schmidl'sche Grundsatz unanfechtbar, daß „alles, auch das Materiellste, durch die höhere Zweckbestimmung und die finale Unterordnung unter das Missionsziel zu einem Missionsmittel umgeschaffen werden“ kann, „vorausgesetzt, daß es sich objektiv zu dieser Hinordnung eignet und nicht moralisch oder religiösverwerflich, sondern gut oder indifferent ist“¹. Ebensovienig kann bestritten werden, daß die Pflege der Caritas, wie schon erwähnt, ein vorzügliches Mittel ist, den Heiden das Christentum zu empfehlen. Trotzdem muß zugegeben werden, daß Missionare hie und da gerade in diesem Punkt über die Grenzen der Klugheit hinausgegangen sind, oder noch hinausgehen. Materielle Unterstützung ist gut, solange und insoweit sie den Heiden Veranlassung wird, das Christentum kennen lernen zu wollen, sie ist aber verwerflich, sobald sie in zu naher Beziehung zum Übertritt gebracht wird, so daß sie den Heiden das Hauptmotiv wird, sich taufen zu lassen. So müssen die Verteilung von Lebensmitteln und Kleidungsstücken an die Besucher des Sonntagsgottesdienstes (ein Beispiel aus einer afrikanischen Mission), das Geschenk eines Taufkleides oder gar einer bestimmten Geldsumme anlässlich der Taufe (Praxis der französischen Lazaristen in Peking) zum mindesten als gefährliche Missionsmittel bezeichnet werden. Auf diese Weise erzieht man gar zu leicht, um ein Wort von P. Freitag S. V. D. aus einer Vorlesung über Missionskunde zu gebrauchen, „Reichthümern“, denen das Christentum nur Mittel zum Zweck ist. Gerade die Tauffspende könnte für Individuen aus niedrig stehenden armen Volksklassen sogar der Grund sein, auf verschiedenen Missionsstationen sich mehrmals taufen zu lassen.

¹ Missionslehre 360.

2. Eine ähnliche Gefahr umschwebt ohne Zweifel auch die Katechumenate, die den Katechumenen freie Verpflegung bieten, besonders wenn sie von längerer Dauer sind. Es soll von vornherein zugestanden werden, daß die Vorbereitung für das Christentum in der Abgeschlossenheit eines Katechumenatshauses viel für sich hat. Ebenso ist es selbstverständlich, daß man die Katechumenen verpflegen muß, solange sie der erwerblichen Tätigkeit entzogen werden. Trotzdem bildet die freie Verpflegung ein zweischneidiges Schwert, sodaß die Frage berechtigt erscheint, ob Katechumenate dieser Art wirklich so sehr zu empfehlen sind. Außer dem Kostenpunkt, der bei der Armut der katholischen Mission dringende Berücksichtigung verdient, sei noch auf ein anderes Moment aufmerksam gemacht, das u. E. viel zu wenig berücksichtigt wird. Das Leben im Katechumenatshause ist fast ausschließlich religiöser Tätigkeit gewidmet, bewegt sich in dem Rahmen einer genauen Tagesordnung zwischen Unterricht und Gebet, ist also ein ganz anderes, als es der Taufbewerber führen wird und führen muß, sobald er als Christ wieder ins öffentliche Leben zurückkehrt¹. Wenn schon im Ordensleben der Übergang aus dem Noviziat in die philosophisch-theologischen Studien eine Probe ist, die nicht jeder besteht, dann wird man das in vervielfachtem Maße vom Übergang aus dem Katechumenat ins Leben zugeben müssen. Sollte da nicht jene Katechumenatshauspraxis im Vorteil sein, welche den Taufbewerber in seinen zivilen Verhältnissen beläßt, wenn sich die Sicherheit bietet, daß die Vorbereitung zum Christentum doch eine gründliche ist? Diese Sicherheit läßt sich erreichen, wenn der Missionar sich über die Kenntnisse des einzelnen durch eine ausreichende Prüfung und über seinen einwandfreien Lebenswandel durch das Zeugnis des Katecheten und der Christengemeinde vergewissert. Diese Praxis hat noch einen weiteren Vorteil. Der Missionar, der sonst monatelang an das Katechumenatshaus gefesselt ist, wird frei für die Pastoration der vorhandenen Christen, die ebenso notwendig und wichtig ist, wie das Katechumenat; er ist dann geradezu genötigt, die Christengemeinden öfter zu besuchen, um die Katechumenen zu prüfen. Die Christen haben eben dadurch öfter Gelegenheit zum Gottesdienst und Sakramentenempfang; ein Umstand, der besonders in den weit ausge dehnten Missionsdistrikten Ostasiens von Wichtigkeit ist, wo die weit zerstreuten Christengemeinden ihren Seelsorger oft nur ein- oder zweimal im Jahre zu sehen bekommen. Das sind die Gründe, die in vielen Missionsländern, besonders in Afrika, für die Einführung „freier“ Katechumenate bestimmend waren². Übrigens, um zum Schluß zu kommen, ist über die vorstehenden Fragen schon soviel von Missions-theoretikern und -praktikern, katholischen und protestantischen, geschrieben worden³, daß auch aus der Darlegung obiger Bedenken kaum eine Änderung in der Praxis zu erwarten ist.

¹ Im Mädcheninternat zu Basile (Fernando Po) hielt der spanische Missionar — das ist durch die Beobachtung mehrerer deutscher Missionare, die im Kriege aus Kamerun vertrieben wurden, einwandfrei festgestellt — an Sonn- und Feiertagen eine zwei- bis dreistündige Nachmittagsandacht. Obwohl diese Andachten in der öffentlichen Missionskirche gehalten wurden, nahm fast nie ein Externer daran teil. Kein Wunder; sie glauben wohl, in der Vorbereitungszeit für das ganze Leben genug gebetet zu haben.

² Obige Ausführung will nur von längeren Katechumenaten verstanden sein. Auch wenn die Katechumenen, die in den Dörfern von Katechisten unterrichtet wurden, eine allseitige zufriedenstellende Prüfung bestanden haben, ist eine letzte mehrtägige stille Vorbereitung auf den Empfang der Taufe und ersten Kommunion ein dringendes Bedürfnis, dem wohl auch überall entsprochen wird.

³ Vgl. Missionslehre 432.